

Nr. 262. **Bromberg, den 30. November** **1928.**

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(Urheberschutz für Georg Müller Verlag, München.)

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Erste Hilfe für Mr. Bytheway.

Ungefähr fünfzehn Sekunden lang stand Mike, unfähig zu reden oder sich zu rühren, den Eimer in der Hand und starrte. Wenn man tagelang an eine gewisse Person gedacht hat und sie steht dann — gleichsam materialisiert gänzlich unerwartet vor einem, so wirkt das fast lähmend. Also stand und starrte Mike so lange, bis sich das blonde Mädchen, wie von der Kraft seines Blickes gezogen, umwandte und ihn bemerkte. Sie fuhr leicht zusammen.

„Oh!“ sagte sie.

Mike kam mit einem Ruck zu sich und wurde von überströmender Dankbarkeit gegen die Vorsehung erfaßt, die dieses wunderbare Mädchen wieder in seinen Gesichtskreis brachte; jetzt sollte sie ihm kein zweites Mal entwischen! Er trat mit einem frohen, breiten Lächeln rasch vor.

„Guten Morgen“, rief er fröhlich.

„Guten Morgen“, erwiderte das Mädchen ernsthaft. Sie war auch etwas betroffen. Obwohl es ihr wilde Rosse nicht entrissen hätten, waren ihre Gedanken in den letzten Tagen öfter zu dem Abenteuer im Richmond Park zurückgekehrt. Und ihr erstes Zusammentreffen mit diesem jungen Mann hatte sie nicht darauf vorbereitet, ihn im Hofe eines kleinen Landwirtshauses in Hemdärmeln, einen Eimer in der Hand, wiederzusehen. Für so eine Situation gab es keine Etikette-Vorschriften.

Aber Mike bedeutete in diesem Augenblick Etikette weniger als nichts.

„Dies“, bemerkte er froh, „ist mit bloßem Auge als Treffer zu erkennen. Wie geht es Ihnen, Miß — hm —?“

„Danke, ganz gut.“

„Woher sind Sie gekommen? Wohin gehen Sie? Wer sind diese — —?“

„Wer's der Mann, Miß Kent?“

Mike wandte sich und sah ein kleines rundes Gesicht mit großen blauen Augen, einer Nase wie ein Knopf und einem Mund, dem ein leiser Duft von gebranntem Zucker entschwebte.

„Halloh“, sagte er liebenswürdig. „Und wer bist du?“

„Violet May Gwendolen Betheway“, erwiderte das kleine Mädchen prompt.

„Man warte mit dem Aussteigen auf das Halten des Zuges.“

„Wie?“ sagte Mike verständnislos.

„Wer's der Mann, Miß Kent?“

„Ein — Freund von mir, Violet“, sagte das blonde Mädchen hastig.

„Doch jetzt mußt du wieder einsteigen. Komm!“

„Aber schauen Sie“, sagte Mike angsterfüllt, „warten Sie ein bißchen. Wo kann ich Sie — —“

„Warum iser ein Freund von Ihnen, Miß Kent?“ zwitscherte das kleine Mädchen, die runden Augen unverwandt auf Mike gerichtet, der kleine Mund in stetiger kauender Bewegung.

„Komm weiter, mein Kind“, sagte das blonde Mädchen, „sonst ist dein Vater — schau, da ist er schon.“

Um die Ecke des Hauses kam Mr. Hicks in Begleitung eines großen Herrn, von dem man nichts sah, als einen ungeheuren Automantel, eine Mütze, Schutzbrillen und riesige Stulphandschuhe, und der einen Eimer Wasser trug.

„Also kommen Sie, Miß Kent“, sagte diese Erscheinung mit hoher angenehmer Stimme. „Wir sind ohnehin schon spät daran.“ Und er begann das Wasser in den Kühler zu gießen, während das junge Mädchen ihre Schutzbefohlene in das Auto setzte.

Mike, auf das Äußerste gereizt und verstört über dieses rasche Ende eines so hübsch einsetzenden Schwatzes, sprang vor.

„Halloh! wohin fahren Sie?“

„Nicht sehr weit“, erwiderte das blonde Mädchen und rückte Violet May in der Ecke zurecht.

„Aber — —“

„Zettel ankleben verboten“, gab Violet May durch eine Duftwelle von gebranntem Zucker von sich.

Mike holte tief Atem und sandte dem unschuldigen Kind einen Mordblick zu, der sich aber flugs in eitel Milde verwandelte, als ihm eine plötzliche Erleuchtung kam.

„Wohin fährst du in diesem schönen Wagen, Violet?“ fragte er mit gewinnendem Lächeln.

„Nach Hause“, erwiderte das Kind.

„Und wo bist du zu Hause?“

„Lindlehaussharrowbyhertfordshire“, sagte Violet May in einem Atemzug, „und wir haben einen Hund und zwei Katzen — —“

„Lindley Haus, Sharrowby, Hertfordshire“, wiederholte Mike mit einem triumphierenden Blick auf Miß Kent.

„Das wollen wir uns merken. Nun — —“

„Was ist denn da nicht in Ordnung?“ hörte man eine klägliche Stimme.

Die Unterbrechung kam von dem Mann in dem Automantel, der sich auf den Führersitz niedergelassen hatte und nun mit großer Energie aber keinerlei Erfolg auf den Starter drückte. Seine vergeblichen Bemühungen einstellend, schob er die Autobrillen auf die Stirn und blickte sich hilflos um. Man sah nun, daß er ein Mann von mittleren Jahren war mit einem sanften, langen und mageren Gesicht, das etwas Schafartiges hatte, einem hängenden Schnurrbart und einem allgemeinen aber nicht uneleganten Aussehen von Untüchtigkeit. Er blickte jetzt hoffnungsvoll auf Mr. Hicks.

„Kennen Sie sich mit Autos aus?“ fragte er.

„Nein, Sir“, entgegnete der Wirt, „ich hab nie eines gehabt.“

Der schafgesichtige Mann seufzte und schaute Mike an.

„Vermutlich werden Sie — —“

„Was ist los?“ fragte Mike etwas kurz.

„Es will nicht abfahren, ich drücke fortwährend auf diesen Knopf, aber nichts geschieht. Wissen Sie, ich kenne mich nicht sehr gut aus mit Autos; eigentlich kenne ich mich gar nicht aus.“

Mike trat vor und sah näher zu.

„Sie haben ja die Zündung nicht eingeschaltet“, sagte er.

„Meiner Seele!“ sagte der Herr, „Sie haben ganz recht, ich habe total vergessen. Probieren wir es jetzt.“ Und wieder drückte er lang und fest auf den Starter, aber der Motor verharrte in eigensinniger Ruhe.

„Nach dem Ton zu schließen, haben Sie den Starter ruiniert“, sagte Mike. „Für diese Art Behandlung ist das Ding nicht gebaut. Ich werde es Ihnen ankurbeln.“ Er

ging nach vorne, kurbelte den Motor an und trat beiseite.

„Danke sehr", sagte der sanfte Herr. „Ah — hier." Er suchte in seiner Tasche und im nächsten Augenblick schaute Sir Michael Fairlie etwas verdutzt auf ein Sixpence-Stück in seiner Hand. Der sanfte Herr bestand einen kurzen, aber geräuschvollen Kampf mit seinem Schaltungshebel, das Auto rückte sichtlich widerstrebend einen Meter vor und blieb dann stehen, während der Motor abermals in Schweigen versank.

„Du lieber Gott!" sagte der gute Herr hilflos. „Es führt sich aber gar nicht gut auf, was?"

Mike trat vor, warf einen allumfassenden Blick auf das widerspenstige Gefährt und unterdrückte mit Mühe ein gefühlloses Grinsen.

„Sie gehen gewöhnlich besser," machte er ihn sanft aufmerksam, „wenn die Handbremse nicht angezogen ist. Ich werde nochmals ankurbeln." Er tat es und der schon etwas verwirrte Herr öffnete die Bremse mit solcher Heftigkeit, daß seine Passagiere beinahe von den Sitzen fielen. Der Wagen rollte vorwärts und hatte das Hoftor schon fast ohne Zwischenfall erreicht, als es seinem Führer durch ungeschicktes Umschalten zum zweitenmal gelang, den Motor zum Stehen zu bringen. „Es scheint mir," bemerkte Mr. Hicks, während der geduldige Herr von seinem Sitz herabkletterte und sich zur Kurbel begab, „daß er die Geschichte sozusagen nicht weg hat. Wenn ich er wäre — —"

Ein lauter Knall unterbrach ihn. Der unglückliche Führer stieß einen erschrockenen Schrei aus, fuhr zurück und hielt sich die rechte Hand. Er schaute die Zuseher ganz verwirrt an.

„Wa — was ist geschehen?" fragte er schwach.

„Fehlzündung", entgegnete Mike. „Haben Sie sich den Daumen verstaucht?"

„Ich glaube", gab der sanfte Mann zu. „Das heißt — au! ich bin davon überzeugt. Was soll ich jetzt tun? Ich muß nach Hause."

„Es scheint mir," sagte Mr. Hicks mit einem Ausdruck, als habe er ein schwieriges Problem gelöst, „Sie brauchen jemanden, der Sie nach Hause fährt."

„Wen?" fragte der Herr.

„Nun, augenblicklich fällt mir niemand ein", meinte der Wirt freundlich.

Zum zweitenmal in zehn Minuten kam die Erleuchtung über Mike.

„Ist es weit zu fahren?" fragte er.

„O nein, höchstens ungefähr dreißig Kilometer. Ich bin nämlich noch nie diesen Weg selbst gefahren. Aber weit ist es nicht; in der Nähe von Sharrowby, wissen Sie, könnten Sie am Ende — —"

„Ich fahre Sie mit Vergnügen nach Hause", sagte Mike.

„Das ist aber freundlich von Ihnen", sagte der gute Herr hocherfreut.

„Aber bitte, wollen Sie sich dann beeilen? Ich bin schon recht spät daran."

Mike nickte, wandte sich um und zog Mr. Hicks beiseite.

„Wollen Sie mir mein Auto aufbewahren, bis ich es holen komme?"

„Ganz zu Ihren Diensten, Sir", sagte der Wirt zuvorkommend. „Ich schieb' es in den Schuppen. Und wenn Sie zurückkehren, können wir vielleicht wieder — —"

„Das wollen wir", versprach Mike und lief in die Scheune.

Er kam im Augenblick darauf voll angekleidet wieder heraus und schüttelte dem Wirt herzlich die Hand.

„Sie sind ein Sportsmann, Mr. Hicks. Ich komme morgen oder übermorgen zurück. Jetzt hole ich nur meine Tasche und fahre ab."

Er trabte um die Ecke des Hauses, wo das rote Auto stand. Als er es erblickte, entrang sich ihm ein Ausruf. Die Reisetasche lag wohl noch auf dem Sitz, aber von dem Handkoffer, der hinten aufgeschnallt gewesen war, war keine Spur mehr zu sehen. Nähere Untersuchung zeigte, daß der Riemen dem schweren Gewicht nicht standgehalten hatte und gerissen war; somit waren fünfzig Prozent von Mikes Gepäck ihm entschwunden.

„Verflucht!" kam es Mike vom Herzen.

Von weitem drang eine klagende Stimme an sein Ohr: „Bitte, eilen Sie!"

Mike packte die Reisetasche und wandte sich, im Gehen rasch überlegend. Da er unmöglich wissen konnte, an welchem Punkt der Fahrt von London sein Handkoffer die Bande gesprengt und ihn verlassen hatte, wäre es offenbar der größte Blödsinn gewesen, diese herrliche Gelegenheit, Miß Kents Bekanntschaft zu machen, zu versäumen, nur um seinem Eigentum nachzuforschen. Außerdem war anzunehmen, daß der Koffer schließlich nach King's Fortune gelangen müsse, denn Mikes Name war daran befestigt und er enthielt keinerlei Wertgegenstände, die Begehrlichkeit des Finders zu reizen. Also hieß es vorwärts und den Koffer der Obhut der Vorsehung überlassen.

Mit dieser vernünftigen Entscheidung kam er in den Hof, packte seine Tasche mit einer kurzen Entschuldigung hinten auf den Wagen, kurbelte an und kletterte auf den Führersitz. Der sanfte Herr setzte sich neben ihn und das Auto fuhr ab. Mike winkte Mr. Hicks einen freundlichen Abschiedsgruß zu und schwenkte nach Norden ein.

Eine Weile fuhr er in Schweigen versunken. Soweit, schien es ihm, war alles gut ausgefallen. Er hatte vor allem das blonde Mädchen wiedergefunden, jetzt galt es nur noch herauszubringen, wo und wie sie lebte und die Bekanntschaft würde sich schon weiter entwickeln. Daß seine Ankunft in King's Fortune etwas verzögert wurde, war eher ein Grund zur Freude als des Bedauerns. Das Verschwinden des Handkoffers war ja ärgerlich, aber außer einem altgedienten und geliebten Rasierpinsel enthielt er nichts, dem Mike eine Träne nachweinte.

Als seine Gedanken bei diesem Punkt gelandet waren, bemerkte er, daß ihn der sanfte Herr angesprochen hatte.

„Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, außerordentlich freundlich. Hoffentlich wird es Ihrem Herrn nicht unangenehm sein?"

„Meinem He — —?" begann Mike fragend, hielt aber dann plötzlich inne, als ihm das Verständnis für die Situation aufging. Natürlich war seine äußere Erscheinung auf dem Hof des Wirtshauses ganz dazu angetan, einen oberflächlichen Zuschauer irrezuführen, noch dazu einen von so wenig Beobachtungsgabe, wie dieser sanfte Mann zu haben schien. Man konnte es ihm wirklich nicht übelnehmen, daß er Mike — ohne Kragen, in Hemdärmeln mit wirrem Haar und den Eimer in der Hand — für eine Art Knecht oder Angestellten des Mr. Hicks gehalten hatte. Mike erinnerte sich an den gespendeten Sixpence und kam zu dem Schluß, daß der abgetragene alte Anzug, den er zu der Reise nach King's Fortune angelegt hatte, den Irrtum des sanften Herrn nicht richtigzustellen geeignet war. Mike, der keinem Anlaß zur Belustigung je aus dem Wege ging, lachte in sich hinein. „O nein," sagte er bescheiden, „wir haben jetzt gar nicht viel zu tun."

Der Herr an seiner Seite schien zu zögern.

„Hm — ich möchte nicht indiskret sein," sagte er zaghaft, „aber Sie scheinen mir — hm — Ihrem Wirkungskreis überlegen, wenn ich es sagen darf. Ich dächte — —"

„Jawohl", sagte Mike düster. „Aber man muß schließlich leben."

„Ja natürlich, natürlich. Sie fahren sehr gut, wirklich ausgezeichnet. Also mir ist es ganz unmöglich, mir diese Geschicklichkeit anzueignen. Ich vergesse regelmäßig irgend etwas. Meine Frau sagt mir, ich solle nur beharren, es wird schon gehen, aber ich fürchte, mir fehlt der Sinn für Mechanik. Und dann, wissen Sie, bin ich so vergeßlich. O —!" Damit brach er plötzlich ab und starrte Mike mit einem ganz verlorenen Ausdruck an. „Meiner Seele!" sagte er schwach, „ich habe den Sekretär vergessen!"

„Nun, wir können ja umkehren und ihn holen", schlug Mike vor. „Aber ich habe ja keinen! Und meine Frau befa — — wünschte dringend, daß ich heute vormittag einen aufnehme. Ich bin deshalb so früh weggefahren und dann ist es mir ganz entfallen. Gott, Gott! wie ärgerlich!"

Mike sagte nichts, weil er nicht wußte, ob eine Antwort von ihm erwartet wurde. Dieser merkwürdige und mitteilsame Herr stellte einen ihm ganz neuen Typus dar, der ihn wohl interessierte, aber durch seine unzusammenhängenden und jäh das Thema wechselnden Aussprüche etwas verwirrte.

„Sehr unangenehm!" brach er eben wieder ganz unglücklich aus. „Was wird meine Frau nur sagen! Sie kommt am Vormittag mit dem anderen Auto aus London, wissen Sie, und erwartet bestimmt, einen Sekretär vorzufinden. Ich persönlich brauche ja durchaus keinen Sekretär, aber sie sagt, sie muß einen haben. Sie sagt, ein Mann in meiner Stellung — es ist wirklich sehr peinlich, daß es mir entfallen ist!"

Mike schwieg weiter, denn der sanfte Mann gehörte offenbar zu denen, die in Augenblicken der Verwirrung laut zu denken pflegen, und er wußte nicht, ob er sich als Lauscher oder Empfänger von vertraulichen Mitteilungen betrachten sollte, bis seine Zweifel gelöst wurden, als sich nach einer Pause des brütenden Nachdenkens der Herr mit einer Frage an ihn wandte:

„Sie kennen wohl keine Sekretäre in dieser Gegend, die eben eine Stellung suchen?"

„Leider nein."

Der sanfte Herr seufzte tief.

„Sehr unangenehme Sache! Und doch weiß ich, wenn ich einen bekomme, er nicht lange bleiben wird. Keiner ist geblieben. Einer ist weggegangen, weil er nicht genug zu

nun hatte, es war ein schrecklich energischer Mensch und hieß noch dazu Hurtig, was ich sehr komisch fand — — und der andere ging, weil er mit meinem Scheckbuch experimentierte, obwohl er sagte, er habe nur Spaß gemacht. Sehen Sie, ich brauche keinen Sekretär, aber meine Frau sagt, ein Mann in meiner Stellung — ach, es ist mir so peinlich, daß ich es vergessen habe!"

Mike gab einige teilnehmende Töne von sich.

„Ich wußte, ich habe etwas in Belford zu besorgen", fuhr der andere fort, „aber was, hatte ich ganz vergessen, wissen Sie, ich sah eine schwarze dreieckige Kap in der Auslage eines Papierhändlers und da dachte ich natürlich an nichts anderes mehr —."

„Eine schwarze — —?"

„Eine schwarze dreieckige Kap. Eine Marke, wissen Sie, eine Briefmarke. Ich sammle nämlich Briefmarken — und dann war es erst keine schwarze Kap! Und dadurch vergaß ich den Sekretär und daß ich ihn heute vormittag in Bedford treffen sollte. Und wenn meine Frau ihn jetzt nicht zu Hause vorfindet — ach wirklich! O — —" Und wieder brach er ab und starrte Mike an, aber diesmal geradezu aufgeregt. „Meiner Seele, ich habe ein Idee! Wollen Sie mein Sekretär werden?"

„Ich?" sagte Mike aufs höchste überrascht. „Großer Gott! Nein." „Aber bitte, überlegen Sie! Ich will ja nicht aufdringlich sein, aber Ihre gegenwärtige Beschäftigung paßt doch wirklich nicht für einen jungen Mann wie Sie. Auch ist die — hm — Bezahlung sicher nicht groß. Ich gebe Ihnen fünf Pfund per Woche und freie Station, wie den anderen. Und dann — —"

„Es kommt gar nicht in Frage", sagte Mike verwirrt. „Erstens weiß ich doch gar nicht, was ein Sekretär zu tun hat; ich war in meinem Leben keiner. Und außerdem — —"

„Ach, darauf kommt es gar nicht an!" entgegnete der nun sehr eifrige Herr. „Aber gar nicht, das kann ich Ihnen versichern. Sie werden nichts zu tun haben als hier und da einen Brief zu schreiben. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich eigentlich gar keinen Sekretär brauche. Bitte, bitte, überlegen Sie sich's! Sie brauchen ja nicht lange zu bleiben — keiner ist geblieben —, wenn ich später auch wieder einen anderen aufnehmen muß. Und ich könnte Ihnen dann vielleicht Empfehlungen geben — ich wäre Ihnen wirklich außerordentlich dankbar, wenn Sie es täten. Ich muß heute vormittag einen Sekretär finden."

Mike antwortete nicht gleich, denn die erste Überraschung über den außerordentlichen Vorschlag war vorüber und er begann rasch zu überlegen. Sir Michael Fairlie, sechster Baron in der Ahnenfolge, war der richtige Abenteurer, der noch nie einem außerordentlichen oder Belustigung versprechenden Erlebnis aus dem Wege gegangen war. „Alles einmal versuchen" hätte ganz gut sein Wahlspruch sein können. Und dieses Erlebnis war sowohl außergewöhnlich als unterhaltend. Aber schwerer fiel noch etwas anderes in die Waagschale.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberdolch.

Von Alexandra David-Neel.

Alexandra David-Neel kennt Tibet und seine Bewohner wie kaum ein anderer Europäer, da sie vornehmlich das religiöse Leben dieses eigenartigen Volkes zum Gegenstand ihrer Forschungen machte und sich als Einsiedlerin und Pilgerin ganz in die uns so fremde Gedankenwelt einlebte. Als Frau erhält sie auch Einblick in Dinge, die dem männlichen Forscher wohl immer verschlossen bleiben werden. In einem nun vorliegenden Buch (dem auch der hier wiedergegebene Abschnitt entnommen ist) erzählt sie in packender Weise von ihrer gefahrvollen und mühseligen Reise nach Lhasa, der „Verbotenen Stadt" des Dalai Lama. Daß sie dieses Abenteuer als erste und bisher einzige Europäerin erfolgreich durchführen konnte, verdankt sie neben ihrer eisernen Energie nur der bewundernswerten Selbstentäußerung, mit der sie das armselige Bettlergewand einer tibetischen Pilgerin trug. Wilhelm Filchner schrieb ihr: „Meine unbegrenzte Bewunderung der heldenhaften Frau, die Tibet erlitt und erlebte." Ihrem Buch „Arjopa. Die erste Pilgerreise einer weißen Frau nach der „Verbotenen Stadt" des Dalai Lama" (geheftet M. 12.—, Ganzleinen M. 14.—. F. A. Brockhaus in Leipzig) beigegeben sind 44 noch nie gesehene Abbildungen, größtenteils nach eigenen Aufnahmen der Verfasserin, und eine Karte mit der Einzeichnung ihres Reisewegs. Die Schriftl.

Das Volk glaubt, daß gewisse, zu religiösen Riten gebrauchte Gegenstände nicht bei Laien oder bei nicht eingeweihten Lamas aufbewahrt werden dürfen, aus Furcht, daß sie mittels ihrer besiegten Wesen sich an ihrem gegenwärtigen Besitzer rächen könnten, wenn dieser sie sich nicht zu unterwerfen versteht. Ich verdanke diesem Glauben mehrere interessante Stücke in meiner Sammlung. Ich bin oft von Leuten, die magische Instrumente geerbt hatten, gebeten worden, ihnen diese gefährlichen Legate abzunehmen.

Eine dieser Gaben bekam ich auf so wunderliche Weise, daß es der Mühe wert ist, die Geschichte zu erzählen. Im Verlauf einer Reise traf ich mit einer kleinen Karawane von Lamas zusammen. Solche Begegnungen sind dort nicht eben häufig und führen deshalb meist zur Anknüpfung einer Unterhaltung. So auch hier, und dabei erfuhr ich von ihnen, daß sie eine Phurba (magischen Dolch) mit sich führten, der die Ursache eines Unglücksfalles geworden war.

Diese rituelle Waffe hatte dem kürzlich verstorbenen Oberhaupt der Lamas gehört und mit ihren Untaten im Kloster selbst den Anfang gemacht. Von drei Mönchen, die den Dolch berührt hatten, waren zwei schon gestorben, der dritte hatte bei einem Sturz vom Pferde das Bein gebrochen. Die hohe Fahnenstange eines der großen Segensbanner fiel plötzlich herab, und das galt für ein böses Omen. So erschreckt die Lamas auch waren, zu vernichten wagten sie die Phurba nicht und hatten sie in der Angst vor noch größerem Unglück in einen Kasten gelegt, aus dem bald nachher düstere, drohende Laute ertönten. Endlich entschlossen sie sich, den gefürchteten Gegenstand in einer einsamen, irgendeiner Gottheit geweihten Höhle niederzulegen. Dagegen wehrten sich aber die Kuhhirten der Umgegend. Sie erinnerten an die Geschichte von einer Phurba, die — niemand wußte zu sagen, wann und wo — angefangen hatte, durch die Luft zu wandern, wobei viele Menschen und Tiere verwundet worden waren.

Der magische Dolch lag, in mit Zaubersprüchen beschriebene Papiere gewickelt, in einer sorgfältig versiegelten Kiste, und ihre unglücklichen Träger sahen recht trübselig aus, so sehr, daß ich nicht das Herz hatte, sie auszulachen, und überdies brannte ich darauf, das Instrument zu sehen.

„Laßt mich die Phurba anschauen!" sagte ich, „wer weiß, ob ich euch nicht helfen kann."

Erst wollten sie mir, aus Furcht, der Dolch könnte entkommen, nicht erlauben, die Siegel zu brechen, aber nach längeren Verhandlungen durfte ich ihn doch mit eigenen Händen herausnehmen.

Es war ein altes und sehr interessantes Exemplar, wie es sonst nur die großen Klöster besitzen. In meiner Brust erhob sich der Neid, ich wollte den Dolch gern haben, jedoch ich wußte nur zu gut, verkaufen würden ihn die Lamas für nichts in der Welt. Ich mußte ein wenig überlegen und einen Ausweg ersinnen.

„Lagert euch diesen Abend bei uns", sagte ich zu den Reisenden, „und laßt die Phurba nur hier, ich will schon darauf aufpassen!"

In meinen Worten lag kein Versprechen, aber in der Hoffnung auf ein gutes Abendessen und auf eine Plauderei mit meinen Leuten, die sie von ihrer Sorge ablenken würde, nahmen sie meine Einladung an. Als die Nacht hereinbrach, entfernte ich mich etwas vom Lager und trug den Dolch ganz offen fort. Nun er aus der Kiste genommen war, würde er, wenn ich nicht dabei war, die abergläubischen Tibeter in die größte Angst gejagt haben. Als ich glaubte, weit genug entfernt zu sein, steckte ich den Unruhestifter aufrecht in die Erde und ließ mich auf einer Wolldecke nieder, um mir auszudenken, wie ich die Lamas wohl dazu bewegen könnte, ihn mir zu geben.

So hatte ich mehrere Stunden dagesessen, als es mir schien, als ob ich die Gestalt eines Lama in der Nähe des Ortes sähe, wo ich den magischen Dolch in den Boden gesteckt hatte. Ich sah den Lama vorsichtig gebückt näher kommen. Eine Hand schlich sich langsam aus dem ihn einhüllenden Zen hervor, und es sah in dem ungewissen Licht so aus, als griffe er damit nach der Phurba. Allein ich war schneller als der Dieb, erreichte mit einem einzigen Satz die Waffe und zog sie aus der Erde. Also war ich nicht die einzige, die das tückische Werkzeug gern haben wollte! Unter meinen Zufallsgenossen war jemand, der, klüger als die andern, seinen Wert erkannt hatte und der es später gewiß heimlich verkaufen wollte. Mich hatte er sicher schlafend geglaubt und gedacht, ich würde nichts merken. Am nächsten Morgen wäre dann das Verschwinden des Dolches irgendeinem okkulten Einfluß zugeschrieben und eine neue Geschichte darüber erzählt worden. Wirklich schade um den schönen Plan! Aber ich hatte mich der magischen Waffe bemächtigt und hielt sie so fest in meiner geschlossenen Hand, daß es mir durch den Druck meines Fleisches gegen die rauhe Oberfläche ihres verzierten Kupfergriffes und durch meine erregten Nerven so schien, als ob sie sich leise bewegte. Allein nun galt es, den Dieb zu finden!

Die ganze unendliche Hochebene ringsumher war völlig leer. Dem Räuber war es sicher gelungen zu entkommen, während ich mich gebückt hatte, um den Dolch aus der Erde zu reißen.

Ich lief nach dem Lager. Es war ja ganz einfach; der Fehlende oder nach mir Kommende mußte der Dieb sein. Ich fand alle wach und damit beschäftigt, religiöse Formeln

zum Schutz gegen die bösen Mächte abzusingen. Ich rief Yongden in mein Zelt. „Wer von Ihnen ist fort gewesen?“ fragte ich ihn. „Kein einziger“, erwiderte er. „Sie sind alle halbtot vor Furcht, und ich habe sie schelten müssen, weil sie selbst für gewisse Verrichtungen nicht weit genug weggehen wollten.“

Sonderbar! Ich hatte also schlecht gesehen und mich durch eine Illusion täuschen lassen. Das passierte mir zwar nicht leicht, aber diesmal konnte es mir sogar zustatten kommen.

„Hört einmal,“ sagte ich zu den Männern, „was mir eben begegnet ist . . .“ Und ich erzählte ihnen ganz offen die Vision, die ich eben gehabt, und auch, wie ich an der Ehrlichkeit der Lamas gezweifelt hatte.

„Es ist unser Groß-Lama, sicher ist es unser Groß-Lama!“ riefen sie aus. „Er wollte sich den Dolch zurückholen, und wenn er ihn bekommen hätte, würde er dich vielleicht damit getötet haben. O Jetsunma, du bist zwar eine Philing, aber dabei doch eine wahre Gomptschenma. Unser Tsawai Lama war ein mächtiger Magier und hat dir trotzdem die Phurba nicht wegnehmen können. Behalte sie nur, behalte sie! Jetzt wird sie niemand mehr Schaden tun!“

Alle sprachen durcheinander und waren erschrocken und aufgeregt bei dem Gedanken, daß ihr, seit er einer andern Welt angehörte, doppelt gefürchteter Lama-Zauberer ihnen so nahe gewesen war. Dabei waren sie aber froh, den verzauberten Dolch los zu sein.

Ich teilte ihre Freude, freilich aus andern Gründen. Die Phurba war mein! Immerhin verbot mir die Ehrlichkeit, durch sofortige Annahme des Dolches aus ihrer Erregung Nutzen zu ziehen, indem ich ihn mir aneignete. „Überlegt es euch,“ sagte ich zu ihnen, „vielleicht war es nur ein Schatten und keine Vision, was ich sah . . . ich kann ja auch geschlafen und geträumt haben.“

Allein davon wollten sie nichts hören. Der Lama war erschienen, und ich hatte ihn gesehen. Er hatte mir die Phurba nicht wegnehmen können, und dank meiner größeren Macht war ich jetzt die rechtmäßige Besitzerin geworden . . . Ich muß gestehen, daß ich mich leicht davon überzeugen ließ.

Vulkanausbrüche und Erdbeben.

Von Dr. A. Sieberg,

Regierungsrat bei der Reichsanstalt für Erdbebenforschung und Professor für Geophysik an der Universität Jena.

Die Angaben über die vom letzten Ätnaausbruch angerichteten Schäden sind geeignet, falsche Vorstellungen von der volkswirtschaftlichen Bedeutung derartiger Naturvorgänge zu erwecken. Am eindringlichsten zeigt dies ein Vergleich mit den Erdbeben, vor allem mit deren Menschenopfern, trotz der wichtigen Einschränkung, daß man vor einem Vulkanausbruch fast stets die Flucht ergreifen kann, vor einem zerstörenden Erdbeben aber nur selten.

Erdbeben, die Tausende von Menschenleben mit einem Schlage vernichten, gibt es jedes Jahr. Alle zwei bis drei Jahre treten Erdbeben auf, die Zehntausende töten, und alle Viertel- bis halbe Jahrhunderte solche, die sogar 100 000 und mehr Menschenopfer fordern. Erinnert sei nur an die Katastrophe in Japan 1923 (200 000 Tote), Japan 1730 (137 000), Messina 1908 (83 000), Lissabon 1755 (32 000) und Indien 1905 (11 000). Alle diese Menschen wurden von zusammenbrechenden Gebäuden erschlagen, schon ein Zeichen, dafür, daß jedes dieser Beben zahlreiche Ortschaften in weiten Landstrichen vernichtete.

Hiermit verglichen spielen die verhältnismäßig seltenen Vulkanausbrüche eine äußerst bescheidene Rolle, umsomehr als ihre Schadengebiete sehr eng umgrenzt zu sein pflegen. Sorgfältige statistische Untersuchungen haben ergeben, daß sämtliche Vulkanausbrüche seit dem Jahre 1600 kaum 190 000 Menschenleben ausgelöscht haben. Noch schwerer aber fällt ins Gewicht, daß kaum 30 Prozent hiervon unmittelbar auf das Konto des Ausbruches kommen; alles übrige fiel späteren Nachwirkungen: Seuchen, Hungersnöten und seismischen Wogen zum Opfer.

Eine der Haupttodesursachen sind Ersticken und inneres Verdorren durch eingeatmete heiße Eruptionsgase. Hierdurch wurden allein von den Antillenausbrüchen des Jahres 1902 auf Martinique 29 000, auf St. Vincent 1600 Menschen weggerafft. Nicht wenige finden den Tod bei Explosivausbrüchen durch die vom Gewicht der Aschenmassen zum Einsturz gebrachten Gebäude, namentlich der Kirchen; z. B. rund 1500 zu Pompeji beim Vesuvausbruch von 79. Ganz vereinzelt werden Menschen von vulkanischen Bomben erschlagen. Recht selten schneiden plötzlich hervorbrechende Lavabäche die rettende Flucht ab, wie es jetzt in Mascali am Ätna vorgekommen sein soll. Zahlreich hingegen sind wieder Verschüttungen und sogenannte Gletscherläufe (Island); die letzteren werden durch die unter Gletschern liegenden Vulkane verursacht.

Die Zerstörung von Gebäuden durch Auswürflinge pflegt im allgemeinen keinen großen Umfang anzunehmen; der Untergang von Pompeji war ein Ausnahmefall. Zudem kann man durch häufiges Abschaufeln der Asche vorbeugen. Auch die begrabene Pflanzenwelt pflegt sich im allgemeinen schneller zu erholen, als es im ersten Augenblick den Anschein haben mag. Wo allerdings Lavaströme Ortschaften überfluten, wird gründliche und dauerhafte Zerstörungsarbeit geleistet; glücklicherweise auf recht eng begrenztem Gebiet. Zudem ist oftmals erfolgreich versucht worden, den Lavastrom durch Gräben und Dämme von bedrohten Gegenden abzulenken. Große Vulkane bringen in ihren unbewohnten Teilen oft gewaltige Lavamassen schadlos unter, wie jetzt der Ätna. Wäre aber die gleiche Lavamenge etwa dem viel kleineren Vesuv entströmt, dann hätte es ein nationales Unglück gegeben.

Daß trotz aller Schicksalsschläge die tätigen Vulkane nicht nur nicht gemieden, sondern sogar ganz besonders dicht besiedelt werden (z. B. der Ätna mit 360—12 000 Menschen pro Quadratkilometer), hat seinen guten Grund. Hier sind nämlich trostloseste Sterilität und höchste Fruchtbarkeit aufs engste verbunden. Oft nach Jahrhunderten noch erscheint die Lava als schwarze, tote Wüste. Aber sobald sie unter Mitwirkung gewisser anspruchsloser Pflanzen zu schwarzem Sand verwittert ist, bildet sie einen Boden, der selbst bei bedeutender Inanspruchnahme durch Anbau jede Düngung so gut wie überflüssig macht.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei zerstörenden Erdbeben. Gewiß spielt die Bauweise eine große Rolle. Solide und zweckmäßig hergestellte Gebäude halten unter Umständen noch Stand, wenn alles übrige in Trümmern zu Boden sinkt. Beredte Beispiele hierfür lernte ich 1908 in Messina und Kalabrien, 1928 in Korinth und in anderen Erdbebengegenden kennen. Manches Gebäude fällt auch den vom Erdbeben verursachten Zerreißungen des Bodens und Bergstürzen zum Opfer, ganz abgesehen von den in den Trümmern ausbrechenden Feuersbrünsten.

Aber ein Faktor von fast noch größerer Wichtigkeit, den ich seit zwei Jahrzehnten planmäßig erforsche, pflegt so gut wie stets übersehen zu werden. Geradezu ausschlaggebend für die Bebenwirkungen ist nämlich die Beschaffenheit des Untergrundes, insbesondere Art, Verwitterungsgrad, Mächtigkeit, Lagerungsform und Wasserführung des Gesteins, sowie die Entfernung von etwaigen Bruchlinien und Verwerfungen in der Erdrinde. Geradezu ein Schulbeispiel für diese Abhängigkeit bot die Verteilung der Erdbebenstärken beim diesjährigen Korinther Erdbeben. Das heutige Altkorinth war von dem Beben des Jahres 1858 so gründlich zerstört worden, daß die Regierung damals die Verlegung an die Stelle beschloß, wo sich heute das vernichtete Neukorinth befindet. Damit hatte man, wie man heute theoretisch weiß und wie der Erfolg auch bewies, gerade den gefährlichsten Untergrund gewählt, der in der ganzen Nachbarschaft zu finden ist. Infolgedessen mußte jetzt ein verhältnismäßig schwaches Beben, das in Altkorinth trotz der mindestens ebenso unzulänglichen Bauart der Häuser keinen nennenswerten Schaden anrichten konnte, Neukorinth vollständig vernichten. Berücksichtigung der Untergrundsverhältnisse müßte bei der Frage, wo Korinth wieder aufgebaut werden soll, den Ausschlag geben.

Das Rot Kreuz hat einer internationalen Kommission ganz allgemein das Studium der Möglichkeiten übertragen, Erdbebenschäden zu vermindern. Falls ich recht berichtet bin, hat es den Anschein, als ob diese Kommission Zeit und Mittel an die Utopie der Erdbebenprognose vergeude. Letztere ist, wie Theorie und Praxis zeigen, nicht möglich, wie denn auch von den Erdbebneprophezeiungen, die in letzter Zeit so viel von sich reden machten, nicht das Geringste eingetroffen ist. Produktive Arbeit ließe sich dagegen leisten, wenn mit einwandfreien makroseismischen Methoden Lage, Art und Tätigkeitscharakter der Erdbebenherde sowie die Untergrundsverhältnisse in gefährdeten Landstrichen untersucht würden, womit an der Reichsanstalt für Erdbebenforschung in Jena (früher Straßburg in Elsaß) bereits seit langem begonnen worden ist. Die Ermittlung bebenfester Bauweisen allein genügt, wie bereits betont wurde, auf keinen Fall.

Gedankensplitter.

Klage nicht, daß du das Lachen des Frohsinns verlorest. Sei dankbar, daß du dafür das Lächeln der verzeihenden Güte fandest.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.